

## „Ich würde nie hassen wollen“

*Margot Friedländer, die als Einzige ihrer Familie den Holocaust überlebte, wird 102. Noch immer spricht sie vor Schulklassen und Politikern, jetzt hat sie an einem Film mitgewirkt. Ein Treffen in Berlin.*

Von Johanna Adorján, Süddeutsche Zeitung, 4.11.2023

Die Tür geht auf, und Margot Friedländer steht da. Sie trägt eine schöne gemusterte Bluse, einen schwarzen Bleistiftrock, schwarze flache Schuhe. Als sie geboren wurde, war ein gewisser Joseph Wirth Reichskanzler, Adolf Hitler seit wenigen Monaten Vorsitzender der NSDAP, und soeben war auf der Karlsbader Tagung des Zionistischen Weltkongresses bekräftigt worden, das jüdische Volk habe den Willen, mit den Arabern „im Geist der Verbundenheit und des gegenseitigen Respekts“ in Palästina zusammenzuleben. Der Tag ihrer Geburt fiel auf einen Samstag. Es war der 5. November 1921 in Berlin.

Das ist 102 Jahre her. Und hier steht sie vor einem: Margot Friedländer, geborene Bendheim. Außer ihr hat niemand aus ihrer Familie den Holocaust überlebt. Ihre Mutter und ihr Bruder wurden in Auschwitz ermordet, ihr Vater ebenso. Sie selbst erlebte die Befreiung im KZ Theresienstadt. Nach dem Krieg ging sie zusammen mit ihrem Mann Adolf Friedländer nach New York. Als er 1997 starb, war sie 76 Jahre alt. Und ein anderes Leben ging für sie los.

Sie schrieb ihre Erinnerungen auf, wurde Bestsellerautorin, spricht seither als Zeitzeugin in Schulen. Und sie kehrte zurück in ihre alte Heimat: Seit 2010 lebt sie wieder in Berlin. Ihre Wohnung, in einer Seniorenresidenz unweit des KaDeWe, ist voller Bilder, Bücher, Fotos und Blumensträuße. Zwischen alledem tigert eine dicke

bernsteinfarbene Katze herum. Sie heiße Dana, sagt Margot Friedländer. Aber vermutlich wisse sie das nicht. „Oder kennen Sie eine Katze, die weiß, wie sie heißt?“ Sie solle versuchen, ihr Leben zu machen, lässt die Mutter ihr vor der Verschleppung ausrichten. Auf dem Couchtisch liegen zwei Gegenstände bereit, die jeder, der Margot Friedländers Autobiographie gelesen hat, sofort erkennen würde: eine Bernsteinkette und ein schmales Adressbuch. Beides befand sich in der Handtasche ihrer Mutter, die Margot am 20. Januar 1943 von einer Nachbarin ausgehändigt bekam. Am Tag darauf hatten die Mutter, der Bruder und sie – nach mehreren gescheiterten Versuchen – endlich außer Landes fliehen wollen. Doch als Margot an jenem Abend nach Hause kommt, steht ein Mann in einem langen dunklen Mantel vor ihrer Wohnungstür, und sie läuft instinktiv weiter, ein Stockwerk höher. Oben lässt sie eine Nachbarin herein und erzählt, dass die Gestapo da war und Margots Bruder mitgenommen hat. Ihre Mutter sei bei anderen Nachbarn. Als Margot etwas später dort anklopft, ist die Mutter fort. Sie ist ihrem Sohn freiwillig auf die Wache nachgefolgt. Sie solle versuchen, ihr Leben zu machen: Diesen Satz der Mutter richtet man ihr aus.

Genau hier beginnt der Film „Ich bin! Margot Friedländer“, den das ZDF am Dienstag zur Hauptsendezeit ausstrahlt. Er will an die Novemberpogrome erinnern, die am 9. November vor nunmehr 85 Jahren im Deutschen Reich stattfanden und all dem Morden, das folgen würde, den Weg bereiteten. Zugleich ist der Film eine Verneigung vor Margot Friedländer, dieser so lebendigen Zeitzeugin, die am Sonntag 102 Jahre alt wird.

An dieser Stelle die Frage an Margot Friedländer, wie es ihr geht? „Nicht perfekt“, sagt sie. „Aber ich mache. Solange es geht, geht es.“

Im Film verkörpert die Schauspielerin Julia Anna Grob in ihrer ersten großen Filmrolle die 21-jährige Margot. Wir sehen sie am Abend des 20. Januar 1943, die Tasche ihrer Mutter vor den gelben Stern auf ihrer Jacke gepresst, durch die dunklen Straßen Berlins irren, nicht wissend, wohin. Wer würde ihr helfen, wie könnte sie

untertauchen und überleben? Es ist ein sogenanntes Dokudrama, in dem Schauspieler die wahre Geschichte nachspielen.

Zwischendurch taucht immer wieder die heutige, echte Margot Friedländer auf, um das Geschehen zu kommentieren oder durch ihre Erinnerungen zu ergänzen. Ihre Präsenz verleiht dem taktvoll inszenierten Film (Regie: Raymond Ley) eine außerordentliche Wucht: Es reißt den Zuschauer immer wieder heraus aus der bequemen Annahme, das alles sei eine tragische alte Geschichte, lange her, Schnee von vorgestern. Wobei sich dieser Tage ja drastisch miterleben lässt, wie tief Judenhass in vielen Kulturen sitzt.

Das Gespräch findet zehn Tage nach dem Terrorangriff der Hamas statt. In Berlin kommt es seither zu einer dramatischen Sichtbarkeit von Antisemitismus. An einigen Gebäuden mit jüdischen Bewohnern sind Davidstern-Schmierereien aufgetaucht. Die Absicht ist genau dieselbe wie in der „Reichskristallnacht“: Jüdische Menschen sollen gebrandmarkt werden, jeder soll wissen, wo sie wohnen, wer sie sind. Am 9. November 1938 brannten im Deutschen Reich Synagogen, wurden Geschäfte jüdischer Inhaber geplündert, ihre Scheiben eingeschlagen, an die Hauswände wurde der „Judenstern“ geschmiert. Margot Friedländer, diese große und mutige, kleine zarte Person, hat es miterlebt. Am Morgen des 10. November vor 85 Jahren hat sie die geplünderten Läden gesehen, den Brandgeruch in der Luft eingeatmet, auf ihrem Weg zur Arbeit knirschte das Glas eingeschlagener Schaufenster unter ihren Sohlen. Sie hat sich mit ihrem ganzen Leben zur Verfügung gestellt, um alles dafür zu tun, dass sich die Geschichte nicht wiederholt. Muss sie da jetzt nicht verzweifeln? „Es gibt kein christliches, muslimisches, jüdisches Blut, nur menschliches.“ „Es ist fürchterlich“, sagt sie, auf die aktuelle Lage angesprochen, „ganz fürchterlich. Wir sind doch Menschen. Man muss im anderen doch den Menschen sehen.“ Sie spricht leise. Im Hintergrund rotiert eine Waschmaschine im Schleudergang. Sie verfolgt die Nachrichten, telefoniert viel mit Freunden, das bestimmende Thema dieser Tage ist auch für Margot Friedländer die Weltpolitik. „Man fragt mich oft, ob ich hasse“, sagt sie. „Aber Hass ist eine schreckliche Sache. Ich würde nie hassen wollen. Es bringt nichts. Ich habe nie gehasst,

auch früher nicht. Es gibt kein christliches, muslimisches, jüdisches Blut, nur menschliches. Seid Menschen! Das ist es, was ich zu sagen habe.“

Wie sie so vor einem sitzt, wirkt Margot Friedländer fast wie ein junges Mädchen. Ihre Mimik ist expressiv, ihre Augen sind unglaublich ausdrucksstark, je länger man sie ansieht, desto schöner will einem ihr Gesicht erscheinen. Mehrmals springt sie während des Gesprächs auf und läuft ins Nebenzimmer, um rasch etwas zu holen. Eine Plastiktüte voller Briefe zum Beispiel, mit denen sich Schüler in krakeligen Handschriften bei ihr bedanken. („Danke, dass du deine Geschichte mit uns teilst, danke, dass uns an deinem Leben teilhaben lässt“). Hunderte solcher Briefe hat Margot Friedländer erhalten, sie hebt sie alle auf. Darin liegt eine Hoffnung.

Als junge Frau hat sie die komplette Bandbreite dessen kennengelernt, wozu Menschen fähig sind, im Guten wie im Schlechten. Mutige nichtjüdische Berliner versteckten sie unter Gefahr für das eigene Leben, so gelang es ihr, ein Jahr und drei Monate als Jüdin in Berlin unterzutauchen. Nicht alle waren altruistische Helden, einige erwarteten Gegenleistungen. Schließlich waren es Juden, die sie verrieten. Für die Gestapo arbeitende, sogenannte Greifer sprachen sie im April 1944 auf der Straße an, was zu ihrer Deportation ins KZ führte. „Es gibt kein Gut und kein Schlecht“, sagt sie. Aber man könne versuchen, sich für das Gute zu entscheiden. Während andere auswanderten, blieb die Familie in Berlin. Bis es zu spät war. Einmal hat sie Adolf Hitler gesehen. Sie waren bei Freunden zu Besuch, die am Kaiserdamm wohnten. Und genau da fuhr unten auf der Straße Hitler in einem großen Auto-Konvoi Richtung Olympiastadion vorbei. „Wir haben durch die geschlossenen Fenster auf die Straße runterguckt. Ich kann nicht sagen, dass ich ihn deutlich gesehen habe. Aber er war dort, ich habe seinen Wagen vorbeifahren sehen.“ Sie erzählt es beiläufig. Eine Erinnerung unter vielen. Ein Wagen, den man vorbeifahren sah, darin ein Politiker, den ihre Eltern fatalerweise nicht ernst genug genommen hatten, weil sie sich nicht sehr für Politik interessierten. Weil gerade ihre Ehe auseinander ging und man andere Sorgen hatte. Und während viele Verwandte und Freunde auswanderten, blieben die Bendheims in Berlin. Bis es zu spät war.



Friedländers Buch „Versuche, dein Leben zu machen“ erzählt nachvollziehbar, wie sich die Schlinge der Nazis für jüdische Menschen immer weiter zuzog. Wie der Alltag immer beschwerlicher wurde, wie jüdische Bürger, die nicht emigrieren wollten – oder konnten – durch ständig neue Vorschriften und Verbote dazu gezwungen wurden, schließlich eine Parallel-Existenz zu führen, in der es keine Berührungspunkte mehr mit nichtjüdischen Berlinern gab. Das Ganze vollzog sich allmählich. Was man gestern noch für undenkbar gehalten hatte, war irgendwann Normalität. „Man muss vorsichtig sein“, sagt Margot Friedländer. „Man darf nicht denken, dass das, was damals geschah, einmalig ist.“ Es brauche nur Gleichgültigkeit und ein kleines bisschen Anzünder, um Menschen aufzuwiegeln, und sie sind in der Lage, Dinge zu tun, die sie noch gestern weit von sich gewiesen hätten. Juden mussten den gelben Stern selbst kaufen, ihre Mutter bezahlte damals zehn Pfennige. Margot Friedländer zieht etwas unter einem Stapel Briefe hervor. „Das war meiner“, sagt sie. Es ist ihr „Judenstern“, wie es in der Sprache der Nazis hieß. Der Stoff ist immer noch leuchtend gelb, Jude steht darauf, in hebräische Schrift verhöhnenden Buchstaben. Ab dem Herbst 1941 mussten Juden im Deutschen Reich dieses Zwangskennzeichen sichtbar auf ihrer Kleidung tragen. Zehn Pfennige musste ihre Mutter damals dafür bezahlen.

Nach der Trennung der Eltern lebten Margot und ihr Bruder bei der Mutter. Ihr Bruder hieß Ralph. Er war vier Jahre jünger. Trug eine dicke Hornbrille, spielte Geige, boxte im Verein Maccabi Berlin. Er war sehr gut in der Schule, übersprang Klassen, hatte mit 16 schon sein Abitur. Beim Gehen pflegte er die Hände auf dem Rücken zu verschränken, was ihn würdevoll aussehen ließ. Margot Friedländer fragt sich oft, was wohl aus ihm geworden wäre. „Er war so brilliant.“ Am 29. Januar 1943 wurden Mutter und Sohn nach Auschwitz deportiert. Von ihr weiß man nichts weiter. Ralph starb am 24. Februar 1943. Ob er in der Gaskammer ermordet wurde oder anders ums Leben kam, ist nicht bekannt.

Was diese beiden Menschen angeht, ist die Zeit für immer in Margot Friedländer angehalten. Ihr Bruder wäre heute, würde er noch leben, ein alter Mann von 98 Jahren, aber für sie ist er immer noch ihr kleiner 17-jähriger Bruder. Und wenn sie über ihre Mutter redet, sagt diese über Hundertjährige immer noch Mutti. Man fängt fast an zu weinen, wenn man das hört.

Die Waschmaschine läuft inzwischen auf Hochtouren. Der Schleudergang ist manchmal fast lauter als Margot Friedländers Stimme, die etwas Singendes, Weiches hat. Am Ende eines Wortes geht ihre Sprachmelodie oft nach oben. Irgendwann springt die Katze auf den Couchtisch, fegt beim Landen gekonnt einen Stapel Briefe zu Boden und bringt sich auf diese Weise ins Gespräch ein. „Ich bin nun so alt, lange werde ich nicht mehr da sein.“ Wie wohl Adolf Friedländer das heutige Leben seiner Frau fände? Auch er war aus Berlin und überlebte den Holocaust im KZ Theresienstadt. Seine Mutter wurde in Auschwitz ermordet. Nach dem Krieg weigerte er sich, je wieder nach Deutschland zu kommen. Er sprach nie darüber, was ihnen widerfahren war. Also tat es auch seine Frau nicht. Aus heutiger Sicht scheint es, als habe sie ihm zuliebe geschwiegen. Schon im Mai 1998, wenige Monate nach seinem Tod, ließ sie sich vier volle Stunden lang vor der Kamera für die von Steven Spielberg gegründete Shoah Foundation interviewen, die Schilderungen von Überlebenden archivierte. Dann meldete sie sich zu einem Seniorenschreibkurs an: Memoir Writing. Sie hatte nie vorher geschrieben. Auch nicht sonderlich viel gelesen, sagt sie. Nicht einmal die Bücher anderer Überlebender, weder Primo Levi noch Imre Kertész, auch nicht Ruth Klüger. Zunächst nahm sie nur als Zuhörerin teil. Aber als sie mitbekam, über was die anderen Senioren schrieben, Enkel, Hobbies, Ferien, dachte sie irgendwann:

„Das ist alles sehr hübsch, aber auch etwas banal. Da habe ich doch mehr zu erzählen.“

Ihr Buch bildet die Grundlage für den Film, den UFA Documentary produziert hat. Margot Friedländer findet ihn teilweise sehr realistisch. Bei einigen Szenen habe sie

wirklich gedacht: Ja, genau so war es! Dennoch sei es natürlich nur eine Annäherung. Aber der Film ist ja auch nicht für sie gemacht, wie sie weiß, sondern für Menschen, die vielleicht noch nicht alles über diese Geschichte wüssten. „Ich habe mich entschieden, daran mitzuwirken, weil ich denke, ich bin nun so alt, lange werde ich nicht mehr da sein.“

Es sind dies die letzten Momente, in denen noch Zeitzeugen des größten Massenmords leben, den Menschen, es waren Deutsche, je an anderen Menschen begangen haben. In Deutschland wird seither gerne gebetsmühlenartig wiederholt: Nie wieder! Was das heißt, wird sich zeigen. Margot Friedländer unterstützt die Organisation Zweitzeugen, eine Art Staffelübergabe an Nachgeborene, die stellvertretend die Erinnerung an die Shoah wachhalten sollen. Außerdem hat sie gerade eine Stiftung zur Förderung von Freiheit und Demokratie gegründet. Und dann gibt es noch einen nach ihr benannten Preis für Schüler, die sich gegen Antisemitismus und Rassismus einsetzen. Dieses Jahr ging er ans Ratsgymnasium Bielefeld, die Grundschule Käthe Kollwitz in Rehna und die Vielfalt-AG der Brecht-Schule Hamburg.

Glaubt Margot Friedländer daran, dass der Mensch lernen kann? Ist sie optimistisch, dass sich schließlich alles zum Besseren entwickelt? „Nein.“ Ihre Antwort kommt schnell. „Nein. Leider nicht. Ich habe das gehofft, aber ich glaube es nicht.“ Und warum macht sie das dann alles? Warum geht sie immer noch, mit über hundert Jahren, an Schulen, redet vor Klassen, vor Politikern, hat jetzt an diesem Film mitgewirkt, gibt Interviews?

Sie guckt einen lange an. Und sagt dann: „Man muss es doch wenigstens versuchen.“